

Sie muss sterben

Autor(en): **Kaiser, Isabella**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sonst noch das Zimmer füllen, stammen von der Soloturner Familie Zeltner, insbesondere von der Emilie Zeltner, dem Patenkinde von Koskuszko, der spätern Gräfin Morosini. Mein polnischer Begleiter wußte mir aus Koskuszkos Leben viele Einzelheiten zu erzählen. Ich muß sie raumeshalber verschweigen; muß raumeshalber überhaupt meinen Mundgang

durch das Polenmuseum beschließen, doch möchte ich zuvor meinen Lesern, die es noch nicht getan, dringend anraten, das Polenmuseum zu besuchen, wenn sich ihnen auf einer Ostschweizreise, wie sie mir gegönnt war, oder sonstwie Gelegenheit dazu bietet; ein interessantes nachhaltiges Erlebnis kann ich ihnen versprechen. J. B.

Sie muß sterben.

Sie hieß eigentlich Moissia Amstad, aber man kannte sie hierzulande nur unter dem Namen der „Hundlimatter-Wisi“.

„Sie muß sterben!“ sagten die Leute wehleidig, wie ich vor ihr Häuschen trat. Herbeigeeiltes Volk stand schwägend davor; der nahende Tod zieht viel lebendige Neugier an.

„Jerelis! jerelis!“ jammerten die Weiber, „es ist Machei am letzten mit ihr. Der Doktor sagt, es gäbe noch ein paar Krämpf, und dann ist's aus. Sie hat's auf der Lunge . . . Zuerst hat sie lange Differenze gehabt. Der Pfarrhelfer hat sie soeben verwahrt . . . In Gott's Namen! wir müssen alle dran glauben . . . Im Himmel wird's besser sein; da wird man seine Ruhe haben . . .“

Ich stand verschüchtert abseits mit meiner Gabe. Ich kam ja zu spät an und schämte mich; was sollte eine irdische Aufmerksamkeit gegenüber des Todes letzter Ehrung? Ich wollte mich still wegschleichen, da war ja alle Hilfe vergeblich. Ich kannte die Sterbende nicht, aber man hatte mir gesagt, sie leide Not. Nun sollten alle ihre Wünsche auf die gründlichste Weise gestillt werden, und es widerstrebte mir, mich an ein fremdes Totenbett zu drängen.

Aber die Nachbarinnen bestanden darauf: ich solle doch hinaufgehen, es würde das Wisi freuen . . . Da folgte ich. —

Im Hausflur ertönte das Schluchzen der erwachsenen Töchter, die mit vorgehaltener Schürze, mit stummer Gebärde nach der Türe der Sterbenden wiesen. Ich trat allein in eine ärmliche Kammer, worin ein etwa sechzig-jähriges Weib mit ihrem vom Rosenkranz umschlungenen Händen auf einem rot und weiß gewürfelten Kissen lag und den letzten Gast wie einen unwillkommenen Besuch aus der Großstadt pflichtschuldigst erwartete.

Sie schien über sein nahes Kommen eine große Trauer zu empfinden, denn ihre Züge hatten den Ausdruck einer hilflosen Verzagttheit. Man sah deutlich, daß sie sich dem Tode ausgeliefert wähnte. Sie dachte nur noch an Sterben und Vergehen; und dieser Glaube hatte gleichsam die Zeichen des Todes und des Verfalls in ihrem Blute erzeugt; sie trug sie sichtbarlich auf ihren Zügen, weil der Gedanke daran seit Tagen ihre Seele beherrschte. Dieser Schein täuschte die Menschen, konnte sogar schließlich einen Arzt irreführen. Sie verzehrte sich langsam an der Gewißheit, „sterben zu müssen“. Seitdem Gott im letzten Sakrament über ihre Schwelle geschritten war, glaubte sie in ihrer Einfalt, daß die Ewigkeit allein würdig war, ihm auf dem Fuße zu folgen. Nachdem das Del der letzten Bezehrung ihre Lippen beneßt hatte, durfte kein irdisches Brot mehr ihren Mund entweichen. Und sie betete mit hungerndem Magen und wartete, daß der Tod sie sättige.

Vorerst erkannte ich nicht diesen Zustand, der ihre Krankheit so sehr verschlimmerte, daß die Auflösung der körperlichen Kräfte nahe schien, weil der seelische Mut schon längst versagt hatte. Ich empfand nur eine große Scheu; alles, was ich tun konnte, schien mir so erbärmlich klein angesichts der Majestät des Todes. Ich stammelte die üblichen Trostesworte, erkannte aber bald, daß hier andere Saiten angeschlagen werden mußten, wenn aus diesem todgeweihten Menschen noch etwas lebendig erklingen sollte. Sie hörte kaum zu, ob schon mein unerwarteter Besuch sie sichtlich aus dem tiefen Moor der Verzagttheit, in dem sie willenlos versank, leise heraus hob. Ich änderte daher den Ton und sprach zu ihr, wie man gesunde, frohe Menschen unterhält, die sich des morgenden Tages erfreuen und noch lachen können.

Dorf-Skizze von Isabella Kaiser.

Ich sprach von der Sonne, die draußen ihren goldenen Schleier über Tal und Berg verschwenderisch ausbreitete; über den „Lanzig“, der die Bäume ihrer kleinen Wiese bräutlich schmückte, und die dem Segen des Herbstes entgegenblühten; von den Herden des Herchemigi, die heute mit klingelnden Schellen nach Tristeln auf die Weide gezogen waren, vom „Holiho! diahu!“ der Buben jauchzend begrüßt. Ich erzählte von der schäumenden „Suifi“, die nun in allen Sennhütten im Kessel brodelte und so herrlich schmeckte, wie ein tauschwerer Strauß von Berenze, Majoran und Fenchel; von der neuen Kirchenorgel, die das Gloria Dei so wunderschön hinausjubelte, daß die Gebete darob Flügel bekamen und mit den Tönen aufwärts strebten . . .

Während ich lachend sprach, rührte sich das Wisi langsam und unwillkürlich auf ihrem Lager und saß bald aufrecht — der Blick ihrer Augen flog frei zu mir auf, und ein blasser Widerschein der Sonne, die sie nicht mehr zu sehen hoffte, huschte darin, und die Erinnerung an den roten Glanz der Alexanderäpfel ihres Gartens zauberte einen rosigen Schein auf ihre welken Wangen. Die Sehnsucht nach den Bergen glomm empor, wie ein verspätetes Hirtenfeuer auf verlassener Alm, und die Ekstase nach dem weißschäumenden Nidwaldner Gericht der Aelpler öffnete ihre Lippen nach Kinderart . . . Wie ich von der Kirche sprach, da faltete sie die Hände, und ein vertrauensvoller Blick flog zum Kreuzigten, der seine Arme hilfreich über das Bett der Kranken ausbreitete. Der Herr über Leben und Tod würde ihr doch vielleicht noch eine Gnadenfrist gewähren!

Da ich sie weich gestimmt für die Hoffnung sah, fing ich von ihren Kindern zu sprechen an, sind es doch diese Bande, die ein Mutterherz am festesten ans Dasein knüpfen.

„Sie haben einen Sohn?“

Ihr Auge strahlte, als sie an seine gesunde Jugendkraft dachte: „Ja, der Valentin! . . . Er ist nach Merika in Sankt Louis; aber ich sehe ihn wohl nicht mehr, es ist zu weit.“

„In Sankt Louis?“ rief ich jubelnd. „Da ist jetzt große Weltausstellung, und ein guter Arbeiter kann sich leicht ein schönes Stück Geld verdienen. Der Valentin kommt vielleicht reich heim — er wäre der erste nicht — und da baut er ein hübsches Heimel für sein Mutterli. Alle Nidwaldner kehren von Amerika wieder heim.“

Sie lächelte über die Möglichkeit einer vergoldeten Rückkehr ihres Sohnes.

„Meinen Sie?“ sagte sie strahlend, und sie spann einen heimlichen Traum weiter.

„Und ihre Töchter sind nicht alle verheiratet?“

„Doch, doch, bis an's Mareli, das bei mir ist. D'Agnes hat ein Bub des Büttelers vom Einigholz geheiratet; sie hat's gut. Und d'Creszenz hat den Lielibachsepp zum Mann, ein rechter Burck, und sie haben schon zwei „Gosen“, herzige Mugerli, aber wahre Muttertitti.“

Da fragte ich nach ihren Wünschen, denn gänzlich wunschlos sind nur die Glücklichen und die Abgeschiedenen, und diese Frau klebte noch an der Erdscholle mit vielen Fasern.

„Hätten Sie Lust nach Fleisch?“ Hierzulande bedeutet Fleisch eine Feiertagspeise für arme Leute, etwas wie Ostereier für Kinder. Der warme freie Ausflug des Blickes sagte mir mehr als Worte, daß meine Frage einen wunden Punkt getroffen hatte.

„O ja, Fleisch möchte ich schon!“

„Vielleicht ein gutes Glas Wein dazu?“

„O ja, Wein möchte ich schon!“

Je weiter ich frug und Schokolade, Birnenbrot, Früchte aus dem Süden, alle Leckerbissen der Kranken aufzählte, immer klang die Antwort gleich gierig: „O ja, das möchte ich schon!“

Und dabei dieser zwiefach nach Leben und nach Speise hungernde Blick!

Ich fing an, die wahre Krankheit meiner Sterbenden zu erkennen, und wagte endlich, die mitgebrachten Gaben auf der Decke auszubreiten. Sie lachte wie ein Schulkind am Sankt Niklaustag, und dieses Lachen, das die Auferstehung der Freude kündete, klang wie eine fallende Kette, das Leben hätte ausrufen können: Sie ist wieder unser!

Von dieser Minute an hoffte ich, daß wir sie noch retten könnten. Wir sprachen vom Leben und von Kindern, vom „Hirten“, denn ihr Jüngster hütete diesen Sommer die Herden auf Kleven und mußte allabendlich durch den Milchtrichter den Betrug zu den anderen Alpen von Truttmanix und Spis hinüberschallen lassen. Die Mutter war stolz darauf, denn alle guten Geister wurden aus der Tiefe gelockt mit dem altehrwürdigen Gebete aus der Höhe, und ein Strahl von Heiligkeit fiel dabei auf den Beter. Während sie sprach, löste sich immer mehr aus dem schwermütigen Moor, in das sie so tief versunken war, daß sie darin zu ersticken drohte. Ein Strahl von Lebensfreude huschte durch ihre Augen und scheuchte die Grabesfinsternis fort, die darin aufgedämmert war. Die Morgenröte eines neuen Lebens färbte ihre Wangen rosig, und unser gemeinsames Lachen trieb die Nachtgespenster aus der Kammer. Da war es mir, als vernähme ich ein raschelndes Geräusch und als schleiche das geprellte Gespenst, das im Winkel der Stube grinsend auf sein Opfer gelauert, beschämt durch die halb-offene Tür hinaus . . .

Die plalterbetenden Frauen auf der Laube stoben auseinander, als sei ein Fremder befehlend unter sie getreten, und sie staunten mich ungläubig an, als ich ihnen sagte:

„Ich hoffe, das Wisli wird am Leben bleiben.“

Ich hatte der Kranken versprochen, alle ihre bescheidenen Wünsche zu erfüllen, und ihr warm empfohlen, tüchtig zu essen, um wieder zu Kräften zu kommen. Da hatte sie meine Hände mit einem jubelnden „Vergelt's Gott!“ gefaßt, und mein Gesicht gestreichelt, wie einem braven Schulkinde, das seine Aufgabe zur Befriedigung des Lehrers gelöst hat. Ich war stolz, als hielt ich eine bebende Seele, wie ein scheu flatterndes Vögelchen, in meinen Händen fest und verhinderte es an einem zu frühen Fortfliegen.

Später wurde mir erzählt, daß ich kaum das Haus verlassen hatte, als das Hundlimatter-Wisli erklärte, sie wolle sich einschließen, um ja ruhig ihre Schokolade und ihr Birnenbrot zu verzehren. Abends bestand sie darauf, Kalbsbraten mit Bordeaux zu nehmen. Die Nachbarn, die wohl auf ihr Sterben, nicht aber auf einen so kräftigen Appetit gefaßt waren, deuteten mit stummer Gebärde auf ihre Stirne, zum Zeichen, daß die Sterbende „Spinne“, und das Delirium der nahen Todesstunde ihren hellen Geist trübe.

Sie sagte frohgemut: „Es ist mir schon wohler. Vorher war es mir, als risse man mich innerlich „zu Hudekn und Fehen“, und wenn ich wieder gesund bin, so putze ich der guten Frau, die mir alles zum Essen gebracht hat, das ganze Haus von oben bis unten sauber, und wenn der Sepp wieder einen Hasen schießt, so soll sie ihn haben.“

Ich eilte beflügelten Schrittes heim. Es war bald Vesperzeit und vom Turm schwangen sich die Töne langsam in den blauen Frühlingsabend, wie Friedenstauben. Ich hangte davor, die Glocken könnten bald das Ende der armen Wisli künden, trotzdem eine innere Stimme mir den Glauben ans Leben eindringlich zuflüsterte.

Wie ich heimwärts eilte, sah ich, wie eine Nachbarin, die als Klatschbabe bekannt war, eiligst aus ihrem Hause

stürzte, die Küchenschürze ungestüm in die nahe Gede schleuderte und sich anschickte, nach dem nahen Niederdorf zu laufen, als könne sie zu spät kommen.

„S' lüet dem Hundlimatter-Wisli zum End!“ kündete sie mir im Vorübergehen mit wichtiger Miene an.

„Das glaub' ich nicht,“ antwortete ich ruhig. „Ich war gerade bei ihr. Ich glaube, sie wird davonkommen und leben.“

„Nein, nein! sie muß sterben!“ sagte sie in ihrer recht-haberischen Art ärgerlich über meine Widerrede.

Ich lächelte: „Ja, ja, wir müssen alle sterben, aber ob es gerade heute gilt für das Hundlimatter-Wisli, bezweifle ich sehr.“

Sie sah mich grimmig an, als wolle ich vorwiegend in ihre Rechte eingreifen, murmelte noch einmal zwischen ihren Zahnklüden: „Doch, doch, sie muß sterben!“ und eilte dorfeinwärts, als könne ihr ein finsterner Gast zuvorkommen und sie um den Anblick einer Sterbenden pressen.

Nach einer Stunde sah ich sie gelenkten Hauptes zurückkommen. Sie ging unauffällig in ihren Gemüsegarten und las die Raupen von ihren Kohlköpfchen ab: sie hatte keine Todesnachricht auszuspäunnen.

Das Bild der kranken Wisli verfolgte mich in meiner Arbeit: ich sah die von Lebensheimweh erfüllten Augen, das ganze von der Nähe des Todes eingeschüchterte Wesen, das keine Nahrung mehr zu sich nahm und sich langsam und widerstandslos ins Grab hinabsinken ließ.

Ich lauschte gespannt auf alle Glockenschläge: es läutete zum Engelgruß, es läutete zum Abendsegen, und die Lichter erloschen im Dorfe — dieweil das Lichtlein von Wislis Leben weiter glimmte, denn Mitternacht schlug vom Turme, ohne daß die Todesglocke das Ende eines Gemeindefindes verkündet hätte.

Am folgenden Morgen war meine erste Frage: „Hat man jemand ins End geläutet?“ Nein! die Glocke hat nur zur ersten Mess' geklungen. Ich jubelte, wie über eine gewonnene Schlacht. Bedeutet doch ein Menschenleben einen Sieg über den Tod.

Man trug Sorge, daß das Hundlimatter-Wisli sich satt essen konnte und der täglichen Sorge enthoben wurde. Da schien es, als atme sie freier, als die drückende Last der Not von ihr genommen war, und die Genesung schritt alle Tage um einen Hahnenschritt rüstig vorwärts. Je mehr die Furcht vor dem Tode von ihr wich, um so rascher wuchsen ihre Kräfte. Der Arzt, der die Gefahr als überwunden erklärte, äußerte sich dahin, daß die todbringende Schwäche gehoben sei, und der Puls deutlich anzeige, daß die Lebensuhr wieder für eine gewisse Zeit vom ewigen Meister durch einen geheimnisvollen Schlüssel aufgezogen worden sei.

Wie ich sie wieder besuchte, sah sie behaglich in einem Lehnstuhl in der guten Stube, und ihre Tochter sah ihr zu Füßen und zupfte Seidenwolle für die Weberei. Nichts mahnte mehr an den Tod in dem friedlichen Stübchen; rosige Lebensblüten keimten auf den Wangen der Auferstandenen. Sie lächelte glücklich und dankbar, wie nach einer überstandenen Gefahr. Das Leben schien einen köstlichen Beigeschmack für sie erhalten zu haben; sie trug es in ihren gefalteten Händen, wie ein kostbares, gebrechliches Gnadengeschenk des Herrn.

Von dieser Zeit an hegte ich ein wahrhaftig mütterliches Gefühl für die alte, arme Frau, und das sonnige Lächeln, das ihren Mund weitete, wenn wir uns begegneten, war mir immer wie ein Gruß aus einer überwundenen, schweren Zeit, wie eine Blüte siegreichen Lebens . . .

Sie lächelte mir noch jahre-, jahrelang zu. Aber die alte Nachbarin mit dem grausamen kategorischen Imperativ behielt doch schließlich recht: auch sie mußte sterben. An der Grenze der Jahre schritt die Wisli ins unbekannte Freiland der Ruhe hinüber, aus dessen Bezirk keine noch so mächtige Menschenliebe die Rückkehr ermöglicht.